

Wo Heimat ist, bestimmt der Markt

Viele KünstlerInnen arbeiten heutzutage virtuell, sie haben Pinsel und Meissel gegen den Laptop getauscht: Mit diesem Arbeitsgerät sind sie mobil und haben Atelier und Werkkatalog stets dabei. Die altmodischen hingegen, die noch mit sperrigen Materialien hantieren, sterben langsam aus – zumindest in Zürich: Sie brauchen zu viel Platz, machen ab und zu Lärm und können die heute marktüblichen Mietzinsen nicht zahlen, wie der Zürcher Metallplastiker Beat Schmid im Gespräch mit Nicole Soland erklärt.

P.S.: Noch arbeiten Sie, wie seit 17 Jahren, in Ihrem Atelier im Kreis 4: Konnten Sie seit Weihnachten 2011, als Sie die Kündigung erhielten, wirklich noch nichts Passendes finden?

Beat Schmid: Nein, aber das erstaunt mich auch nicht. Die Suche nach einem geeigneten

Wie ging es weiter?

Ich arbeitete an den unmöglichsten Orten, einmal im Keller des Hauses an der Zentralstrasse, in dem ich damals wohnte, und sogar in der Wohnung selbst, die ich in jener Zeit mit einem guten Freund teilte. Natürlich musste ich meine gestalterische Arbeit extrem 'miniaturisieren', und nur, wenn mich ab und zu ein Schlosserkollege – ich habe als Erstbefugter in einem Betrieb in der Zürcher Altstadt Kunstschlosser gelernt – seine Werkstatt benutzen liess, konnte ich grössere Arbeiten gestalten. Die Wohnung diente übrigens auch als Ausstellungs- und Verkaufsraum. Auch diese Möglichkeit habe ich heute nicht mehr: Der Hausbesitzer warf nach der Weststrassen-Beruhigung die langjährigen MieterInnen – ich hatte 27 Jahre dort gewohnt – hinaus, um die unveränderten alten Wohnungen neu fürs Doppelte zu vermieten. Doch zurück

ohne dass gleich jemand die Polizei ruft. Und vor allem habe ich genügend Platz.

Und jetzt, wo es rund läuft, müssen Sie wieder gehen...

Das ist im wahrsten Sinn des Wortes Künstlerpech. Das geht vielen so, aber es ist schon mühsam: Über die Jahre habe ich mir langsam eine Kundschaft aufgebaut. Ich kann in meinem jetzigen Atelier nicht nur produzieren, sondern auch ausstellen, und ich veranstalte dort regelmässig Vernissagen. Der gute Kollege, der meine Website à jour hält, hat sein Büro gleich um die Ecke; der Grafiker und Freund, der mir die Einladungskarten für die Vernissagen gestaltet, und der Fotograf, der mir bei den Dokumentationen hilft, wohnen nur ein paar Strassen entfernt. Im Alltag bewege ich mich zu Fuss und mit dem Velo fort; alles, was ich brauche, ist in der Nähe vorhanden. Ich kenne die Leute, die im Wohnhaus gegenüber leben – denen übrigens auch gekündigt wurde – und die Handwerker vom Betrieb nebenan. Wir sind eine gut funktionierende Gemeinschaft. Dass nun damit Schluss sein soll, ist bitter.

Wahrscheinlich zahlen Sie einfach viel zu wenig Miete: Heute muss in Zürich doch überall das Maximum herausgeholt werden.

Es handelt sich auch um einen Generationenwechsel: Die früheren Besitzer habe ich gekannt, und sie hätten garantiert keinen Grund gesehen, ihre MieterInnen einfach so vor die Tür zu setzen. So wie ich es erlebe, schieben die neuen Entscheidungsträger hingegen die Verwaltung vor und halten sich selber raus. Da nützen auch keine persönlichen Briefe oder Einladungen an meine Vernissage: Man erhält keine Antwort. Selbst den Kündigungsgrund habe ich erst auf der Schlichtungsstelle erfahren. Überall will man optimieren und noch besser wirtschaften und vergisst darob, was genauso wichtig wäre und was Albert Einstein einst schön ausgedrückt hat: Nicht alles, was zählt, kann gezählt werden, und nicht alles, was gezählt werden kann, zählt.

Sie können von Ihrer Kunst nicht leben. Das allein macht einen doch heutzutage schon suspekt.

Wenn man als Künstler überleben und nicht der Allgemeinheit zur Last fallen will, dann

«Wenn es so weiter geht, hat es in Zürich bald keinen Platz mehr für alteingesessene Gewerbe, Quartierbewohner oder Zürcher Künstler.»

Atelier ist für die meisten Künstler ein fester Bestandteil der Künstlerlaufbahn. Es ist eine richtige Odyssee.

Dafür waren Sie zuletzt aber lange am selben Ort.

Den musste ich mir verdienen: Mein erstes Atelier hatte ich mit 22 Jahren in einem alten Bauernhaus mit Schmiede in Lipperswil im Thurgau. Dorthin verschlug es mich, weil ich in Zürich nichts finden konnte, obwohl ich in Zürich geboren und im Kreis 4 aufgewachsen bin.

Allzu lange waren Sie trotzdem nicht in der 'Verbannung' in Mostindien...

Nein, aber mein erstes Atelier in Zürich, es lag an der Eibenstrasse, war 16 Quadratmeter gross, und ich teilte es mit einem Kollegen. Wir mussten dann raus, weil das Haus einer Neuüberbauung weichen musste.

zu den Ateliers: Als ich endlich wieder eines fand, musste auch dieses Haus, es war an der Kasernenstrasse, bald darauf einer Neuüberbauung weichen, und ich war erneut gezwungen, in den Keller abzutauchen.

Immerhin hatten Sie danach Glück mit dem jetzigen Atelier – auch wenn nun auch dieses einer Neuüberbauung weichen muss...

Das war ein grosses Glück, doch es kam nicht von allein: Mein jetziges Atelier kriegte ich damals nur, weil es eine total heruntergekommene Schlosserwerkstatt war und weil ich mich bereit erklärte, dem Schlosser, der krankheitshalber aufhörte musste, das marode Inventar abzukaufen. Danach musste ich erst mal Unmengen Gerümpel entsorgen, das er zurückgelassen hatte, und anschliessend habe ich das Ganze eigenhändig und auf eigene Kosten renoviert. Eine Heizung gibt es zwar bis heute nicht, aber hier kann ich arbeiten und auch mal laut hämmern oder fräsen,

braucht man ein zweites Standbein. Das führt natürlich dazu, dass man Abstriche machen muss; für alles reicht die Zeit einfach nicht. Ich habe die Produktion und die Ausstellungen im eigenen Atelier ins Zentrum gerückt und konnte mich darum kaum mehr um Marketing und Verkaufsförderung kümmern. Mittlerweile umfasst der vor Ort vorhandene Bestand meiner Werke 167 Objekte und 105 Metallbilder. Nächstes Jahr werde ich 60, und eigentlich war es meine Strategie, im nächsten Lebensabschnitt endlich mehr Zeit in den Verkauf zu stecken. Dieser Plan steht noch – doch nun steht und fällt er natürlich damit, ob ich ein neues Atelier finde.

Haben Sie derart spezielle Wünsche, dass das so schwierig ist?

Wie man's nimmt: Die Werkstatteinrichtung ist vergleichbar mit jener einer Schlosserei und braucht entsprechend Platz. Zusammen mit meinem Werkbestand – inklusive einiger noch unvollendeter Werke – benötige ich für die geschätzten 20 Tonnen unterdessen eine Fläche von gegen 200 m². Jedes Mal, wenn ich ans Zügeln denke, sage ich mir, hättest du doch nur Grafiker gelernt... Zwar sind sogar im Kreis 4 recht viele «Gewerberäume» ausgeschrieben, doch meist lautet die Beschreibung dann ungefähr so: Büro mit Spannteppich, Teeküche und schnellem Internetanschluss im 3. Stock im aufstrebenden Kreis 4, ganze 60 m² für bloss 3000 Franken im Monat. Und damit kann ich beim besten Willen nichts anfangen, mal abgesehen davon, dass ich es mir auch nicht leisten könnte.

Aber die Stadt will doch ausdrücklich die Kreativwirtschaft fördern: Merken Sie davon nichts?

KleinhandwerkerInnen und KünstlerInnen tragen viel zu farbigen Quartieren und einer guten Durchmischung bei. Das bedeutet für mich Lebensqualität, doch geht es um Standortförderung, dann scheinen solche Kriterien keinen Platz zu haben. Und die Förderung der Kreativwirtschaft läuft halt auch unter Standortförderung. Für mich ist es nicht egal, ob es noch KünstlerInnen hat im Quartier oder ob die irgendwo draussen in der Pampa produzieren müssen. KünstlerInnen, die lange in derselben Gegend gearbeitet haben, sind ein Teil dieses sozialen Umfelds und sollten nicht einfach verpflanzt werden. Die Stadt und mein Quartier sind für mich auch ein Pool, aus dem ich Wissen schöpfe und in dem ich mich mit Gleichgesinnten austausche; das ist eminent wichtig für meine Arbeit. Das ginge alles verloren, wenn ich beispielsweise wieder irgendwo ausserhalb der Urbanität arbeiten müsste.

Innerhalb der Kreativwirtschaft haben die traditionellen Künste einen speziell schweren Stand?

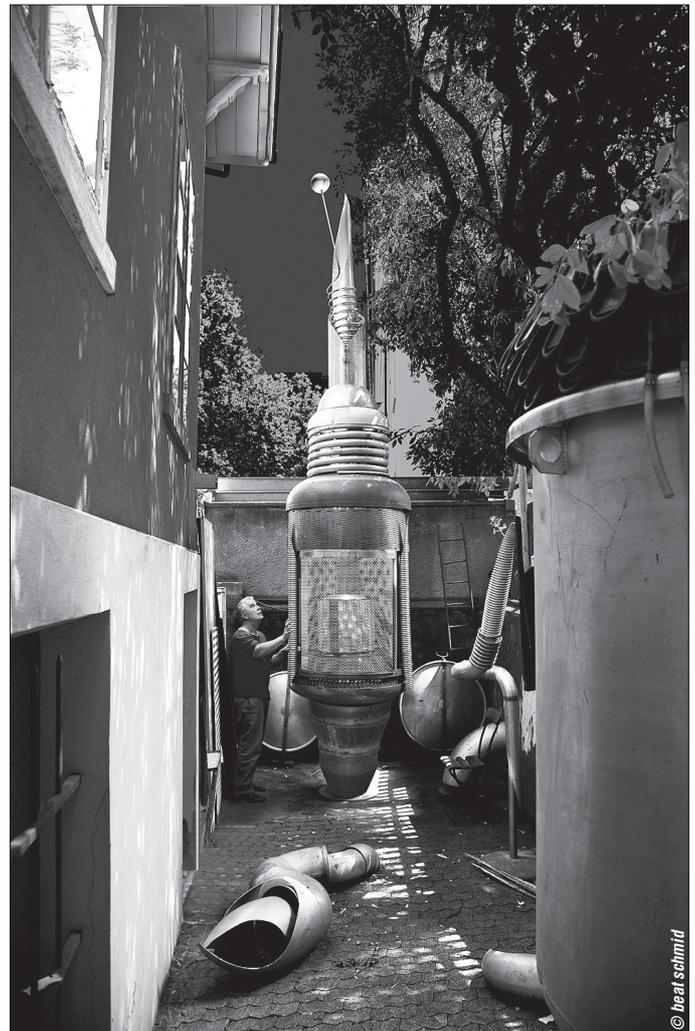
BildhauerInnen oder MetallplastikerInnen befinden sich heutzutage in einer ähnlichen Situation wie HandwerkerInnen: Alle brauchen sie, aber niemand will sie im eigenen Hinterhof haben. Dafür beklagen sich die Leute dann, wenn der Schreiner aus Wallisellen oder Winterthur heranzieht und ih-

nen erst mal die Fahrt verrechnet sowie die Zeit, die er im Stau stand. Aus meiner Sicht könnten HandwerkerInnen und KünstlerInnen mitten im Quartier einen willkommenen Kontrapunkt bilden zur allgegenwärtigen virtuellen Dienstleistungsgesellschaft.

Immerhin sind ArchitektInnen und GrafikerInnen offenbar noch willkommen...

Die machen halt keinen Lärm. Und dass sich die «Kreativen» mit ihrem Raumbedarf untereinander konkurrenzieren, muss man in diesem Zusammenhang natürlich auch erwähnen: Relativ viele ArchitektInnen, BildbearbeiterInnen etc. arbeiten beispielsweise in alten Fabriken. Aus meiner Sicht ist das eine Zweckentfremdung, die nicht vertretbar ist: Sie brauchen die hohen Räume ja nicht zwingend, ich hingegen schon – und die Materialkräne, die es dort oft noch hat, wären für mich ebenfalls sehr hilfreich und nicht nur trendige Raumdekoration. Aber zehn ArchitektInnen auf 200 m², von denen jede und jeder 500 Franken im Monat zahlt, bringen dem Vermieter natürlich viel mehr als ein Künstler, der die ganzen 200 m² für sich allein braucht und erst noch bloss 1000 Franken zahlen kann. So funktioniert nun mal der freie Markt.

Und die traditionellen Künste werden vertrieben.



Beat Schmid mit seinem noch unvollendeten, rund sieben Meter hohen Lichtobjekt «Ohm».

Heutzutage gibt es Tomaten ohne Wurzeln, in Nährlösung grossgezogen. Manchmal habe ich das Gefühl, dass es bei den Menschen gleich ist: Wurzeln können sich nicht mehr alle leisten. Der Markt bestimmt, wer seine Heimat behalten darf. Alles andere ist Romantik. Wenn es so weiter geht, wie es heute im Immobilienmarkt abgeht, hat es in Zürich bald keinen Platz mehr für alteingesessene Gewerbe, Quartierbewohner oder Zürcher Künstler.

Ausser Sie geben nicht auf und finden doch noch ein Plätzchen...

Natürlich gebe ich nicht so schnell auf, denn ohne Kunst – das ist kein Leben. Ich erlebe jedoch bei der Suche nach geeigneten Räumen, wie schwierig es ist, wenn man nicht bloss mit dem Compi unter dem Arm daher kommt, sondern mit ein paar Tonnen «Heavy Metal» einfährt. Aber ich hoffe nach wie vor, doch noch ein neues Atelier zu finden. Am liebsten natürlich zuhause im Kreis 4.

Beat Schmid's Werke sind in seiner Werkplatz-Galerie an der Freystrasse 4a in 8004 Zürich ausgestellt. Öffnungszeiten ab 9. August: Donnerstag und Freitag von 19 bis 21 Uhr oder nach Vereinbarung; Telefon 044 242 32 83, E-Mail beat.schmid@werkplatz-galerie.ch.